

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 42 (1985)

Heft: 1: Conservation des biens culturels en Suisse = Erhaltung von Kulturgütern in der Schweiz

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

ADOLF REINLE: *Das stellvertretende Bildnis. Plastiken und Gemälde von der Antike bis ins 19. Jahrhundert.* (Artemis Verlag, Zürich/München 1984.) 352 S., 355 Abb.

Von ADOLF REINLE liegt, kurz vor seiner Emeritierung, ein neues Opus magnum vor, ein Werk, das – wie schon 1976 sein Buch *Zeichensprache der Architektur* – nicht spezialisierter Forschungsbeitrag ist, sondern breit angelegtes und allgemeinverständliches monographisches Überblickswerk sein will. Entsprechend kann es nicht das Ziel dieser Rezension sein, Einzelprobleme zu diskutieren, sondern steht es an, zu würdigen und zu befragen, was das Hauptanliegen des Buches ist: Das Material zum komplexen Thema «Bildnis» nach einem neuen Gesichtspunkt zu ordnen.

Im Unterschied zu den bisherigen, im Anspruch vergleichbaren Publikationen zum Bildnis, es sei an W. Waetzoldts «Die Kunst des Porträts» von 1908, P.O. Raves Artikel im Reallexikon zur deutschen Kunst von 1948, E. Buschors «Das Porträt» von 1960 oder John Walkers «Portraits 5000 years» von 1983 erinnert, die den Stoff entweder chronologisch gliedern und die formale und stilistische Entwicklung der Gattung aufzeigen oder sich mit psychologischen Problemen der Bildnisdarstellung befassen, geht Reinle von der Frage nach der Funktion der Bildnisse aus, die er auf den gemeinsamen Nenner der Stellvertretung bringt. Das Bildnis wird also nicht nach formalen Kriterien untersucht, sondern nach seinem primären Zweck, d.h. in seiner Funktion als Stellvertreter des Dargestellten.

Längst bekannte Objekte erscheinen unter dieser Fragestellung plötzlich in einem neuen Licht. Und anderseits bekommen die sonst in der Kunstgeschichte gerne vernachlässigten Produkte der Volkskunst unverhens beispielhafte Bedeutung. Der Ansatz kommt also Reinles Bestreben, über den Zaun der engeren Kunstgeschichte zu blicken, entgegen, ein Anliegen, das auch im zeitlichen Rahmen des Buches sichtbar wird, der von der Prähistorie über die Antike bis zum 19. Jahrhundert reicht: ein mutiger Überblick, der nicht selbstverständlich ist. Wenn man es deshalb auch nicht mehr als Vorwurf formulieren kann, so empfindet man aber doch die Ausklammerung des 20. Jahrhunderts als Mangel. Arbeitstechnisch lässt sie sich erklären, inhaltlich nicht: wenn schon Wert gelegt wird auf Bearbeitung nicht nur hoher Kunst, so hätte doch auch die Photographie berücksichtigt werden müssen. Auch der Hinweis auf die zunehmende Autonomisierung der Kunst im 20. Jahrhundert vermag nicht zu befriedigen, um so weniger, als gerade in diesem Buch dem autonomen Bildnis ein nicht geringer Platz gewidmet ist. Ganz abgesehen davon, dass es auch im 20. Jahrhundert noch Beispiele für künstlerische stellvertretende Bildnisse gibt (wofür nur die Figuren von Duane Hanson erwähnt seien, deren Stellvertretungscharakter allerdings auf einer neuen Ebene liegt, Mittel zum Zweck der Konfrontation des Menschen mit seinem Gegenüber und der Irritation dieser Begegnung ist).

Reinle gliedert sein Buch nach den verschiedenen möglichen Funktionen des Bildnisses in neun Kapitel. Am Anfang steht das Votivbild, weil es als eine der künstlerischen Uraufgaben, als Dankeszeichen für Erlangung wunderbarer Hilfe, einen der ersten Gründe für die Menschendarstellung überhaupt abgegeben haben dürfte.

In ein Kapitel zusammengefasst sind Devotions-, Dedikations- und Stifterbild, drei Gattungen, die selten rein vorkommen, die sich auch formal zum Teil nicht auseinanderhalten lassen und bei denen folglich der Sinn der Unterscheidung nach Funktionen besonders deutlich wird. Beim Devotionsbild ist die Befestigung des Gläubigen Ausdruck der religiösen Verehrung und Demut vor einem Kultbild oder Altar, das Dedikationsbild zeigt einen Menschen bei der Darbringung oder Übergabe eines Gegenstandes an seinen Übergeordneten, und das Stifterbild stellt den Auftraggeber, Gründer oder Wohltäter eines Baus an oder bei diesem Objekt dar.

Darstellungen von Menschen in offizieller Funktion als Amtsträger, also Repräsentationsbilder, gliedert Reinle nach ihrem Auftreten als selbständige

Werke, als Zyklen an Sakralbauten (Königsgalerien u.a.), im Verband von Profanbauten sowie auf Münzen und Siegeln. Sehr schön werden hier die Stellvertreterfunktionen herausdividiert, die im privaten Bauherren- oder Besitzerstolz begründet sein können oder darin, zeremonielle Anlässe festzuhalten, Zeichen der Machtübernahme, der Hoheit oder Legalität sind und sogar soweit reichen, dass vor dem Bildnis rechtliche Amtshandlungen vorgenommen werden können.

Ein eigenes Kapitel ist dem Künstlerbild gewidmet, das erst in der Neuzeit autonomes Bildnis wurde, im Mittelalter aber einen über das privat Persönliche hinausgehenden Sinn hatte als Darstellung des Schöpfers eines Kunstwerks oder im versteckten Künstlerbildnis als Zeugnis inoffizieller Devotion, menschlichen und beruflichen Selbstbewusstseins oder auch Spiels.

Breite Behandlung erhält das autonome Bildnis, dessen Funktion weder amtlicher noch religiöser Art ist, sondern allein darin besteht, eine Persönlichkeit als Individuum zur Geltung zu bringen aus Verehrung, Liebe, Pietät, zum Gedenken oder zur Erinnerung, als Zeugnis (für Eheverhandlungen), Geschenk oder Selbstbestätigung. Das Kapitel bietet zunächst einen chronologischen Abriss, der einen Bogen spannt von der Antike über das Mittelalter mit seinen nur in Spuren nachweisbaren autonomen Bildnissen, über die Sonderform des Kryptoporträts und das frühe Tafelbildnis bis zur Neuzeit mit ihrer psychologischen Vertiefung und mythologischen, allegorischen und heroischen Überhöhung des Bildnisses sowie dem bürgerlichen und bäuerlichen Bildnisgewand des 19. Jahrhunderts. In einem zweiten Teil werden Sonderformen wie das familiäre Bildnis, das Autorenbildnis, das holländische Gruppenbildnis und Darstellungen von Curiosa wie Riesen oder Zwergen noch speziell behandelt. Der Schlussabschnitt bietet schliesslich eine formale Einteilung der wichtigsten Bildnisformen nach Büste, Stand-, Sitz- und Liegebild.

Das Effigiesbildnis tritt in der Antike, im Spätmittelalter und z.T. auch in der Neuzeit im Zusammenhang mit dem Totenkult auf und hat die Funktion, den Verstorbenen zu vertreten, eine Gattung, die vor dem Hintergrund der Aufbahrungszeremonien entstanden ist. Die Effigies fand aber auch Anwendung im Strafvollzug, wenn der Missetäter durch sein Abbild ersetzt wurde.

Wichtige Funktionen erfüllt das Bildnis schliesslich beim Grabmal, «als sakrales Devotions- und Präsenzbild sowie als Denkmal der Pietät, des Nachruhms oder rechtsgeschichtlicher Aussage».

Stellvertreterfunktion übernimmt das Bildnis auch beim Denkmal, mit dem Zweck, an eine «merkwürdige» Person und ihre amtliche Autorität oder menschlichen Qualitäten und Leistungen zu erinnern. Reinle geht hier nicht nur auf Herrscher- und Kulturdenkmäler ein, sondern berücksichtigt ebenso Heiligenedenkmäler, insofern sie mehr als Kultbild sind, mythologische Figuren, die grosse Gruppe der Stadthelden, Stadtgründer, Stifterdenkmäler, Sondergattungen wie das Kleindenkmal und die Kolossalfigur sowie Schandmäler.

Im letzten Kapitel sind schliesslich all die Menschenbilder zusammengefasst, deren Stellvertretungscharakter so weit geht, dass sie veristisch Positionen realer Menschen einnehmen, als Diener, Automatenfiguren, Pleureurs, Eremiten oder illusionistische Gestalten.

Hauptgewinn des Buches sind die klaren Definitionen der verschiedenen Bildnissgattungen sowie deren gegenseitige Abgrenzung, was besonders interessant dort ist, wo es sich formal immer um den gleichen Typus handelt, z.B. beim Reiterbildnis, das aber funktional in ganz verschiedener Bedeutung auftritt: als Grabmal, Herrscherdenkmal, Votivfigur, Repräsentationsfigur oder Kleindenkmal. Umgekehrt wird auch auf die gegenseitige Verflechtung der Gattungen hingewiesen, wofür ein besonders schönes Beispiel die Figur Ferdinands II. in der Silbernen Kapelle der Innsbrucker Hofkirche darstellt, die zugleich Grabbild, Effigies und Devotionsfigur ist und mit ihrer Originalgewandung an lebensgroße Votivfiguren erinnert.

Der Aufbau der einzelnen Kapitel ist verschieden: z.T. ist das Material chronologisch geordnet, dann aber auch nach Kunstslandschaften, Funktio-

nen, Typen oder gattungsimmanennten Kriterien. Die Auswahl der Beispiele und ihre sinnvolle Ordnung dürften Reinle am meisten Kopfzerbrechen bereitet haben, und es tönt fast wie ein entschuldigender Verzweiflungsschrei, wenn er schreibt: «Eine aus der Fülle von Beispielen ausgelesene Reihe vermag uns besser als eine säuberliche Typologisierung, die sowieso den Varianten und Überschneidungen der gewachsenen Wirklichkeit der Denkmäler nicht gerecht wird, die Möglichkeiten vor Augen führen» (S. 99). Die mangelnde spezifische Gattungsliteratur dürfte dafür mit ein Grund sein. Denn an manchen Stellen ist diese «säuberliche Typologisierung» sehr wohl gelungen, so z.B. im Kapitel über das autonome Bildnis, das ich für eines der fundiertesten und historisch stringentesten halte, das sich auch auf ein entsprechend grosses Schrifttum abstützen konnte.

Das Buch lebt von der Fülle von Beispielen. Reinle schöpft aus dem Vollen, was aber an einigen wenigen Stellen dazu führt, dass er mit seinen Beispielen durchbrennt und den Zusammenhang mit dem Gesamtthema des Buches verliert. So etwa im Kapitel über das Repräsentationsbild (S. 110f.), wo in ihrer Funktion als Vertreter der Herrschaft auch Brunnenfiguren und Wappenscheiben mit Fahnen- und Waffenträgern sowie Schild- und Emschmaltern aufgeführt sind. Als Repräsentationsbilder nicht-monarchischer Herrschaften ist ihre Erwähnung verständlich, mit Bildnis hat es aber nicht mehr allzuviel zu tun, insofern hier nicht bestimmte Persönlichkeiten, sondern Berufsgruppen oder Amtsträger vertreten werden.

Da wird man auch plötzlich gewahr, dass Reinle den Begriff «Bildnis» nur beiläufig definiert (in einer Anmerkung S. 332 und im Text S. 130), also eine klare Eingrenzung wohlweislich umgeht. Dies dürfte aber nötig sein, sobald man, was zu erwarten ist, sein Augenmerk wieder vermehrt auf die Form des Bildnisses richten wird, nun allerdings unter gleichzeitiger Berücksichtigung seiner Funktion. Es ist dies ein Ansatz, der für das Kultbild, speziell die «Imago Pietatis», schon 1981 von Hans Belting in seinem Buch «Das Bild und sein Publikum im Mittelalter/Form und Funktion früher Bildtafeln der Passion» geliefert wurde und für das Menschenbildnis am Beispiel Venedigs von Gottfried Boehm unter dem Titel «Bildnis und Individuum/Über den Ursprung der Porträtmalerei in der italienischen Renaissance» demnächst zu erwarten ist. Bei beiden Abhandlungen ist die Bild-Betrachter-Relation Basis der Auslegung, und in dieser Beziehung hat das Bild die Rolle eines Kunstwerks. Wo Reinle das Kunstwerk und seine Form ganz in den Schatten seiner Funktion stellt («die 'raison d'être' ist nicht die Schaffung eines 'Kunstwerks'; die uns heute primär ansprechende künstlerische Gestaltung ist sekundär» S. 7), versuchen die erwähnten Ansätze also deren gegenseitige Beeinflussung zu zeigen.

Zum Schluss seien doch auch noch Sprache und äussere Gestalt des Buches gewürdigt. Der Text liest sich zügig, dank der klaren Sprache, der sinnvollen Übersetzung längerer lateinischer Zitate und des Verzichts auf Anmerkungen. Anstelle letzterer sind im Anhang nach Seiten gegliedert weiterführende Literatur- und Quellenhinweise. Zur angenehmen Lektüre tragen insbesondere auch die Gliederung des Textes in überschaubare Kapitel sowie die minutios gestaltete Text-Bild-Referenz bei. Ein abschliessendes Namensregister mit Hinweis auch auf die Abbildungen erleichtert schliesslich das gezielte Arbeiten. Und dass mit dem Buch gearbeitet wird, mag man ihm wünschen.

Johannes Stückelberger

*

KARL-FRIEDRICH RITTERSHOFER: *Der Hortfund von Bühl und seine Beziehungen*. Sonderdruck aus «Bericht der Römisch-Germanischen Kommission» 64, 1983. (Verlag Philipp von Zabern, Mainz/Frankfurt a.M.). 275 S., 43 Abb., 20 Tab.

Den Mittelpunkt der angezeigten Arbeit bilden Chronologieprobleme betreffend den Übergang von der frühen zur mittleren Bronzezeit, abgestützt auf die Hortfunde von Bühl (Kreis Donau-Ries) und Ackenbach (Bodenseeraum). Mit beiden, bei früherer Gelegenheit veröffentlichten Depotfunden (W. DEHN, W. KIMMIG) beschäftigte sich auch u.a. V. MILOJCIC, in dessen Sinn und Geist die vorliegende Heidelberger Dissertation entstanden ist, unter besonderer Berücksichtigung der südosteuropäischen Fundverhältnisse. Der einlässlichen typologischen, nach den Materialgruppen Geräte, Waffen, Schmuck und Gussbrocken geordneten und chorologischen Beschreibung

des Hortfunds von Bühl, ist eine umfassende forschungsgeschichtliche Betrachtung vorangestellt, mit der Absicht die Schwierigkeiten aufzuzeigen, die sich aus der zeitlichen Gliederung des Fundspektrums ergeben, das eine Einstufung zwischen den Depotfunden von Trassem und Langquaid (Reinecke-Stufe A2) sowie dem älterhügelgräberzeitlichen Horizont von Lochham (Stufe B1) notwendig macht. – Weitere Kapitel sind der «Bedeutung der Gruppe von Bühl als Innovationshorizont für die Entwicklung der mittleren Bronzezeit», ferner dem Postulat einer Stufe «A3» in Süddeutschland sowie «Hort und Tracht» gewidmet. K.-F. RITTERSHOFER befasst sich auch mit den chronologischen Aussagemöglichkeiten von Depotfunden, die grundsätzlicher Natur sind und entscheidend geprägt werden durch die mit ihrer Niederlegung verbundene Absicht. Er beurteilt den Bühler Verwahrfund, nach sorgfältiger Prüfung der Fakten mit hoher Wahrscheinlichkeit vor kultischem Hintergrund, wie die Homogenität des Komplexes verdeutlicht, was einer zeitlichen Einschränkung des Ensembles gleichkommt. – In dieser neuen, besonders auch auf den Donauraum ausgerichteten Sicht beinhaltet der Hort eine oder mehrere vollständige Trachtausstattungen, wie sie im Karpatenbecken für Gräber, aber auch Darstellungen auf Tonstatuetten belegt sind. Unbrauchbar gemachte Waffen in bestimmter Zahlenrelation verbindet er ebenfalls mit religiösen, im selben Raum beheimateten Vorstellungen, die er ursächlich in einen Zusammenhang mit politischen und ökonomischen Veränderungen sieht, die die Entwicklung der Hügelgräberkultur Mitteleuropas in die Wege geleitet haben.

René Wyss

*

JÜRGEN RYCHENER: *Der Kirchhügel von Oberwinterthur. Die Rettungsgrabungen von 1976, 1980 und 1981*. Mit Beiträgen von BEAT RUTTI und HANS-MARKUS VON KAENEL. Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Monographien 1. VITUDURUM – Oberwinterthur, Band 1. (Orell Füssli Verlag, Zürich 1984). 115 S., 110 Taf., zahlreiche Abb.

Das römische Vitudurum ist seit dem Mittelalter durch die Bauinschrift des spätrömischen Kastells vom Jahre 294 bekannt. Das Kastell lag auf dem Geländesporn, der heute die Kirche St. Arbogast trägt, und der Verlauf der Kastellmauer entlang der Geländekante ist weitgehend bekannt. Über den vorangegangenen kaiserzeitlichen Vicus setzen uns neuere und neuste Grabungen ins Bild. 1949–51 fand eine erste Untersuchung auf dem Kirchhügel statt, die in dessen Mitte einen gallo-römischen Vierecktempel sowie weitere Baureste feststellte. 1977–81 legten grossflächige Grabungen westlich des Hügels in der Niederung im «Unteren Bühl» zwei längere Häuserzeilen frei, und schliesslich wurde nochmals oben auf dem Sporn geegraben, worüber die vorliegende Publikation berichtet. 1976 untersuchte man das Innere der Kirche und 1980/81 das Gelände zwischen Kirche und Kirchgemeindehaus, weitgehend ehemaliges Friedhofsgelände und entsprechend gestört. Die Etappe 1981 leitete der Autor.

Das Buch ist in erster Linie eine ausführliche Grabungsdokumentation. Die Vorlage von Fundmaterialien dient ausschliesslich der Auswertung der Grabungsergebnisse. Diese Einstellung ist grundsätzlich zu begrüssen, da die Funde weitestgehend Keramikscherben des 1.–2. Jahrhunderts sind, in ihren Formen gut bekannt und bei richtiger Bestimmung zu Datierungen sehr gut geeignet. Der Autor hat zur Periodisierung seiner Schichtpakete ein relativ schnell durchführbares Verfahren angewandt, dem die gesamte Darstellung untergeordnet ist. Demgemäß steht die dazu gehörige Erläuterung am Anfang: Aus 29 wichtigen Fundkomplexen wurde die Feinkeramik ausgelesen und nach den 4 Gruppen Sigillata, deren Imitationen, bemalte Spätlatène-ware und Glanztonware getrennt gewogen und diesen Wägungen das Gewicht der gesamten übrigen «Gebrauchsware» gegenübergestellt (Tab. 1). Es zeigte sich bei einigen eindeutigen Schichtüberlagerungen, dass eine gewisse Regelmässigkeit in der Verschiebung der Anteile dieser 4 Sorten im Lauf der Zeit zu beobachten war, dass nämlich zunächst die Imitationen überwiegen, dann die Sigillaten stetig zunehmen, um am Ende wieder zurückzugehen, während der Anteil der Glanztonware laufend steigt. Die bemalte Ware fällt nur in der Frühzeit ins Gewicht. Dieser Prozess – an sich bekannt, aber noch nie in dieser Weise ausgewertet – wird anhand der Besprechung der Stratigraphien und Bauphasen S. 35ff. mit den Tabellen 7–19 durchexerziert, wobei man vor allem die zusammenfassende Tabelle 14 beachte. Es ergibt sich eine

Einteilung in 7 Perioden, A–G, deren Schema S. 17 gegeben wird, und auf das man stets zurückzgreifen hat. Die relative Abfolge ist eindeutig, schwierig bleibt eine absolute Chronologie, denn dabei haben eben doch nicht Gewichtsprozente sondern oft Einzelstücke das Wort.

Was ist nun an Strukturen vorhanden? Der Übersichtsplan im Vorsatz und Abb. 2 machen die Situation deutlich. Der eigentliche Vicus zieht sich entlang der Hauptstrasse, von der rechtwinklig eine Nebenstrasse auf den Geländesporn abzweigt. Hier waren bekannt Tempel I mit einem Stück Temenosmauer, ein grosser Steinbau, «Gebäude C» östlich der Strasse und kleine Teile des wahrscheinlich als Bad zu deutenden Steinbaus ganz im Süden. Neu gefunden sind unter der Kirche: weitere Teile des «Bades», ein zum Tempel gehöriger Annexbau, der später zu einem 2. Tempel umgebaut wurde, sowie das Umbiegen der Strasse nach Osten. Ausserhalb der Kirche ergaben sich weitere Strassenpartien, weitere Teile der Temenosmauer und gegenüber dem Tempel 3 oder 4 Langhäuser in Lehmfachwerkkonstruktion, von denen jedes mehrere Bauphasen durchläuft. Diese Phasen, sowie die Aufschüttungen und Flickungen im Strassenkörper sind mit allen Einzelheiten geschildert, mit Plänen und Schnitten dokumentiert, immer unterstützt durch die datierenden Keramikkomplexe, die, wie S. 16 oben richtig gesagt wird, nie nur für sich zu betrachten sind, sondern in Relation zu anderen Komplexen. Es ist weder eine vorrömische noch eine augusteische Schicht berührt worden. (Die 1949/51 gefundene frühe Arretina spricht aber weiterhin dafür, dass hier einmal irgendetwas dieser Art vorhanden war!) Periode A beginnt um 20 n.Chr., B läuft von ca. 45 bis 70/80, C bis 110/120, D bis 150/170, E ist 2./3. Jh., G 3./4. Jh. (Tab. 6).

Von Innenbauten des spätromischen Kastells fand sich nichts. Immerhin scheint das massiv gebaute «Bad» zeitweise noch oder wieder benutzt worden zu sein. Im übrigen hat man damit zu rechnen, dass die obersten Schichten eben weitgehend nicht mehr da sind. Periode A enthält nur Planierungsschichten. Die Häuser entstanden in Periode B, die mit einem Brandhorizont endet. Neubau der Häuser und allgemeiner Aufschwung folgt in C mit Ausbau der Strasse, Anlage des Tempelbezirkes, Bau des «Bades», und hier wird möglicherweise auch der andere grosse Steinbau angesetzt. Seinerzeit wurden jedoch darunter die gleichen Strukturen wie bei den jetzigen Häusern gefunden. Auch C endet mit einer Brandkatastrophe. Wiederaufbau ist nur für eines der Häuser nachgewiesen, für die anderen und den Tempelbezirk ist er wahrscheinlich. Danach ist nochmals eine Katastrophe hereingebrochen, die sich «wohl im 3. Viertel des 2. Jh. abgespielt hat» (S. 67).

Man ist dem Autor dankbar, dass er in den Schlussfolgerungen und Ergebnissen mögliche Verbindungen der Zerstörungshorizonte mit historischen Ereignissen nur vorsichtig andeutet, hingegen gute Bemerkungen zur sozialen und politischen Organisation im Schlusskapitel beisteuert.

Das Gesamtbild eines «Dorfzentrums», das sich schon 1949/51 abzeichnete, ist nun durch diese Untersuchungen sehr viel deutlicher geworden mit den regelmässig ausgerichteten Häusern, ihrem wechselvollen Schicksal und mit dem freien, von einem Kieselpflaster bedeckten «Marktplatz» in der Mitte, auf den nach einiger Zeit der Tempelbezirk gesetzt wurde. Ich möchte aber annehmen, dass die beiden grossen Steinhäuser erst ziemlich viel später als die Lehmfachwerkhäuser entstanden sind und demnach nicht in «Periode C» fallen, sondern nach «D» gehören. Beweisen lässt sich jedoch weder das eine noch das andere. – Auf Abb. 2 fehlt mir der Eintrag der frühen, 1949/51 gefundenen Strasse westlich des Tempelbezirkes, sowie die Bezeichnung des «Herdstellenareals» und der Mauern «F» und «G» des damals gezeichneten Planes. Es wäre damit angedeutet, dass sich auch auf der Westseite des Hügels entsprechende Häuser befunden haben. Interessant wird die Gesamtsituation aber vor allem erst dann, wenn die Ergebnisse vom «Unteren Bühl» vorliegen werden.

Wenn beklagt wird, dass gar nichts vom spätromischen Kastell zum Vorschein gekommen sei, so kann man dem immerhin entgegenhalten, dass doch Funde aus dieser Zeit vorhanden sind, und wenn man in Rechnung stellt, wie gering in unseren Gegenden die Fundmengen dieser Epoche zu sein pflegen, dann ist es gar nicht so wenig. Auffällig sind z.B. die vielen Lavezgefässe, wie sie ja vor allem im 4. Jh. gebraucht wurden. Viele Formen, besonders die Becher, sind nicht genauer datierbar, aber in einigen Fällen ist spätromische Zeit sicher: Kat. Nr. 719, 858, 1008, 1009. Ebenfalls spätromisch dürften die Beinnaideln mit Polyederkopf Nr. 763–765 und die Reibschale 707 sein. Dazu kommt dann alles, was nach den Profilen als Sigillata der Spätzeit

einzuschätzen ist, obwohl dazu natürlich Autopsie nötig wäre: Nr. 823–825, 881–882(?), 885–894, 896, 926, 937–939. Sicher der Kochtopf 967, aber auch andere grobe Geschirre stehen unter dem Verdacht, reichlich «spät» zu sein: 678–681 (letztes besonders merkwürdig), 682(?), 687, 691, 988. Ganz ungewohnt sind die Reibschnüdeln 1000–1002. Selbstverständlich in diesen Zusammenhang gehören die Zwiebelknopffibel 1011 und die 4 oder 5 entsprechenden Münzen der Liste S. 115. Alles miteinander doch ein ansehnliches Häufchen.

Es sind nun einige Worte zur Methodik und zur Organisation der Materialvorlage fällig. Die oben geschilderten Wägungen der Feinkeramik werden in den Tabellen 5 und 7–19 graphisch dargestellt, z.T. in zweifacher Ausführung, mit Säulen und in Kurven, wobei den Säulen für schnelles visuelles Erfassen unbedingt der Vorzug zu geben ist. Diese Darstellungen entsprechen den Prozenten der feinkeramischen Gruppen gegenüber der sonstigen Keramik. Um einen Begriff von den Realitäten zu erhalten, hätten jedoch die absoluten Zahlen dazugesetzt werden müssen. Immerhin kann man diese jedesmal in Tab. 1 nachschlagen. Man muss sich auch Tab. 5 mit Tab. 1 kombinieren und dazu S. 15 oben lesen, dass dem Autor wohl bewusst war, dass die einzelnen Sorten der Feinkeramik pro Oberflächeneinheit sehr verschiedene Gewichtungen haben können. Tab. 5 zeigt die starken Schwankungen im Anteil der Feinkeramik bei den einzelnen Fundkomplexen, wobei man vermuten kann, dass die Ursache oft im Gewicht der Gebrauchskeramik liegt, z.B. ob Amphoren- und Reibschnüdelstücke dabei sind oder nicht. Hier hätte eine kurze, allgemeine Charakteristik der Komplexe hilfreich sein können. Es ist auch gut, Tab. 22 und 23 im Auge zu behalten, um sich darüber klar zu sein, wie gross bzw. wie klein die Zahlen sind, wenn einmal doch nach Gefässen ausgezählt wird, wie es hier für die Sigillata und deren Imitationen geschehen ist.

Die konsequent durch alle Grabungsabschnitte eingesetzten Perioden muss man sich doch etwas flexibler denken als sie vom Autor dargestellt werden, der sich damit fast eine Zwangsjacke angelegt hat. Greifen wir als Beispiel (es ist das markanteste) die Beschreibung der Schichtverhältnisse in der Strasse, S. 46b/47a, heraus. Da «passt» eine Emailfibel als zu jung nicht in die Schicht 410, vor allem auch, weil die darüber liegende Schicht 205 «keine Funde enthält, die so spät zu datieren sind». Das ist schon an sich kein Argument und noch viel weniger, wenn man sich die Schichtverhältnisse (in einem Strassengraben!) auf Plan 32 ansieht und dann feststellt, dass in Schicht 205 ja doch *nochmals* eine solche Emailfibel liegt sowie ein weiteres Stück, das dem Autor nicht «passt», nämlich eine Drag. 38. Wenn man zudem Taf. 23–25 die weitere Keramik zu 205 betrachtet, so fallen noch andere Stücke auf, die unbedenklich in die Mitte des 2. und bis ins frühe 3. Jh. gesetzt werden können: die ostgallische Reliefsigillata 310, das Glasschliff töpfchen 311, die Glanztonschüssel 312, die Schale 317 à la Drag. 32. Damit rücken wir ohne weiteres aus Periode C in Periode D/E vor. Dann etwa auch die Kat.-Nrn. 434–435 sowie die gestempelte Ölamphore 472 aus «Periode C» stammen aus der Mitte oder 2. Hälfte des 2. Jh. Ich möchte jedoch nochmals betonen, dass das Prinzip, mit der Gewichtung der Feinkeramik zu operieren, ein gewisses positives Ergebnis gezeigt hat. Nur ist dieses Prinzip für die absolute Datierung überspannt worden.

Jede Grabungspublikation ist eine organisatorische Aufgabe. Es muss sehr genau beschrieben und bildlich dokumentiert werden, was gesehen und festgestellt wurde. Dabei hat man auch an den Leser zu denken und muss ihm das Zurechtfinden so leicht wie möglich machen. Dies geschieht am besten durch ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und viele Querverweise. In unserem Falle hört das Inhaltsverzeichnis bei S. 80 auf, obwohl S. 81–86 die sehr wichtige Typenübersicht folgt, mit zugehörigem Abkürzungsverzeichnis. S. 87 beginnt der Katalog, angeordnet nach Perioden und innerhalb dieser nach Fundkomplexen. S. 111ff. findet man die Listen der Töpferstempel und Graffiti sowie die Münzbestimmungen von H.-M. v. Kaenel. Danach kommen die Tafeln mit dem Fundmaterial, geordnet wie der Katalog. Wer einen bestimmten Komplex sehen will, muss hier auf gut Glück suchen. Im Inhaltsverzeichnis oder S. 76 oben hätte angegeben werden müssen, welche Tafeln zu welchen Perioden gehören. Es wäre auch auf den Tafeln genug Raum gewesen, um jeweils Periode und Bezeichnung des Komplexes anzugeben. Im Katalog allein genügt das nicht, weil der Leser ja von den Abbildungen ausgeht und nicht vom Katalog. Sehr informativ und wichtig ist die Aufschlüsselung der Keramikformen nach Perioden S. 55ff, die einen

spezifischen Hinweis im Inhaltsverzeichnis verdient hätte, ebenso der Abschnitt über das Glas von B. Rütti S. 65f mit Übersichtstabelle.

Am Schluss folgen die Tafeln mit den Plänen 1-39. Die vielen Detailpläne und Fotos zeigen an, wie schwierig das Erkennen der Strukturen gewesen ist, und dass offenbar sehr sorgfältig vorgegangen wurde. Für denjenigen, der vor allem einen Gesamteindruck zu erhalten wünscht, sind die Übersicht im Vorsatzblatt sowie die Pläne 4, 5 und 30 entscheidend. Sehr hilfreich erweisen sich die Idealprofile 6 und 7. Im Ganzen gesehen hätte aber auch hier wiederum dem Leser viel mühsames Zusammensuchen erspart werden können, wenn in der Übersicht der Schichten S. 75 die Nummern der zugehörigen Pläne und die Seitenzahlen der Erwähnung im Text eingefügt worden wären. Einige, eher zufällig gefundene Fehler sind zu korrigieren: S. 22 wird Münze 155 erwähnt, die «erst ab Ende des 2. Jh. vorkommen kann». Sie ist jedoch in der Liste S. 115 als «unbestimmbar» aufgeführt. S. 36 zu Tab. 7 und auch zu den folgenden fehlt eine Angabe der Signaturen. S. 45 unten: Die beiden Pfostenlöcher finden sich auf Abb. 46 (nicht 47) und ihre Nrn. 51 und 52 sind zu tauschen. Zur Situation ist auf Plan 3a zu verweisen. S. 53 in Tab. 21 sind die Signaturen für Drag. 24/25 und 35/36 zu tauschen. S. 82: Zu den Typenbezeichnungen der Glanztonkeramik nach Kaenel hätten nicht dessen Taf. 1-5, die einen in die Irre führen, sondern seine Typologie auf S. 14-15 genannt werden müssen. Die grau-schwarzen hochhalsigen Becher wären überhaupt besser mit «Niederbieber 33» zu bezeichnen, was für die Nordschweiz zutreffender ist als entsprechende Formen der Westschweiz bei Kaenel. *Pläne 38/39*: die Legenden sind zu tauschen und entsprechend ist auch die Erwähnung auf S. 21 zu ändern. *Kat. Nr. 472* muss es heißen Dressel 20 (nicht 26). 659, 660 und 665 muss es heißen südgallisch (nicht ostgallisch).

Ich möchte schliessen mit einer Bitte an die Zürcher Denkmalpflege, die mit diesem luxuriös ausgestatteten Band eine neue Reihe eröffnet: Man möge in Zukunft jungen Autoren redaktionell zur Seite stehen.

Elisabeth Ettlinger

*

ROLAND FLÜCKIGER: *Mittelalterliche Gründungsstädte zwischen Freiburg und Gruyère als Beispiel einer überfüllten Städtedlandschaft im Hochmittelalter*. Freiburger Geschichtsblätter 63, 1983/84. (Freiburg 1984). 350 S.

Angeregt durch Prof. Paul Hofer hat ROLAND FLÜCKIGER in den Jahren 1977-1980 an der Architekturabteilung der ETH im Rahmen seiner Dissertation die mittelalterlichen Gründungsstädte zwischen Freiburg und Gruyère untersucht. Die schriftliche Quellen, Zehntenpläne, Bauanalysen und archäologische Befunde auswertende Arbeit liegt nun als Band 63 der «Freiburger Geschichtsblätter» gedruckt vor. Erstmals in der schweizerischen Städtebaugeschichte wird damit nicht eine Gründerdynastie oder eine einzelne Stadt, sondern eine geographisch abgegrenzte Region wissenschaftlich erfasst. 1963 definierte Hofer die mittelalterliche Stadt mit den sechs Faktoren Rechtspersönlichkeit, Wirtschaftsstruktur, Verkehrslage, Sozialstruktur, politische Vitalität und bauliche Gestalt. Ist eine Mehrzahl dieser Faktoren vorhanden, darf von einer Stadt gesprochen werden.

Auf dieser Grundlage untersucht der Autor im Hauptkapitel seiner Arbeit alle von der Literatur bisher genannten Städte im Saanetal südlich von Freiburg, nämlich Arconciel/Illens, Pont-en-Ogoz, Corbières, Vuippens, Vaulruz, Bulle, Gruyère, La Tour-de-Trême und Montsalvens.

Die Entstehung der Städteanlagen und die auffallend grosse Dichte im untersuchten Gebiet - es gehörte im Mittelalter zu den dichtest gedrängten Städtedlandschaften der Schweiz überhaupt - lassen sich in der Frühzeit (vor 1200) durch wirtschaftliche und verkehrspolitische Gründe erklären. Die Städte waren gedacht als Marktplätze einer Region oder als Zollposten und Rastort an einer wichtigen Handelsstrasse. Das Aussterben der Zähringer (1218) begünstigte die Anlagen des 13. Jahrhunderts im in der Schweiz entstandenen Machtvakuum. Die Gründungseuphorie in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts schliesslich ist mit dem Konkurrenzierungstrieb zu erklären, der vor dem Pestzug von 1349/50 die Entstehung von Städten in politisch umstrittenen Gebieten förderte.

Aus dem Quervergleich der neun untersuchten Städteanlagen gewinnt der Autor bemerkenswerte Aufschlüsse über das Stadtrecht, das Verkehrsnetz im Hochmittelalter, über die Wirtschafts- und Sozialstruktur sowie über die

Ansätze zur Selbstverwaltung der Städte durch die Bürgerschaft. Spezielle Beachtung wird dem Untergang der Städteanlagen geschenkt: Den entscheidenden Auftakt zum wirtschaftlichen Abstieg muss in den Jahren 1349/50 der Ausbruch der aus dem Orient eingeschleppten Pest gegeben haben. Die Seuche führte zu einem rapiden Bevölkerungsrückgang. Die Handwerker der Kleinstädte verloren dadurch ihre Absatzbasis und sahen sich gezwungen, in eine nahe gelegene grössere Stadt auszuwandern, wo man sich bessere Verdienstmöglichkeiten erhoffte. In die Kleinstädte nachrückende Bauern bewirkten Umstrukturierungen in der Bevölkerung und langfristig oft den Wandel von der Stadt zum Dorf oder zur totalen Wüstung.

Abschliessend sei auf die bauliche Struktur der von Flückiger untersuchten mittelalterlichen Städteanlagen in der Basse-Gruyère hingewiesen: Arconciel, Corbières I und II, Vaulruz sowie Gruyère I und II waren eingassige Anlagen mit zwei parallelen Häuserzeilen. Vuippens und La Tour-de-Trême entstanden als eingassige Anlagen mit zwei Längs- und einer Querzeile; Bulle ist eine zweigassige Anlage mit vier Längszeilen und einer Querzeile.

Pont-en-Ogoz und Montsalvens gehören einer Spezialgruppe des von Winterthur, Nidau oder Bischofszell bekannten konzentrischen Schemas an: Im Zentrum liegt hier nicht ein überbauter Kern, sondern ein von einer Häuserreihe umschlossener, geräumiger rechteckiger oder trapezförmiger Stadtplatz.

Viele Pläne, Tabellen und Luftaufnahmen bereichern Roland Flückigers grundlegende Publikation zur mittelalterlichen Stadtforschung in der Schweiz. Die eingeschlagenen Untersuchungsmethoden, die gewonnenen Ergebnisse, die ausführlichen Quellen- und Literaturnachweise werden die Studie zu einem wertvollen, durch Register gut erschlossenen Nachschlagewerk machen.

Peter Ziegler

*

MICHAEL HESSE: *Von der Nachgotik zur Neugotik*. Bochumer Schriften zur Kunstgeschichte, Bd. 3. (Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main/Bern/New York 1984). 347 S., mit 109 Abb.

Diese Bochumer Dissertation behandelt die architekturtheoretische und baupraktische Auseinandersetzung mit der gotischen Tradition in der französischen Sakralarchitektur der Klassik und des Klassizismus. Sie verfolgt das Nachleben gotischer Baugesinnung und die Entstehung der Neugotik, wobei der traditionelle Begriff des Gotischen mitunter strapaziert wird. Dass im Detail und auch in Auf- und Grundrisse gotische Elemente und Gedanken für die französische Architektur des 17. und 18. Jahrhunderts stilbildend gewirkt haben, versucht der Autor vor allem an Pariser Beispielen nachzuweisen.

Für die Schweiz von Interesse sind die Hinweise auf die protestantische Sakralarchitektur, wie sie nach dem Vorbild des zweiten Hugenottentempels von Charenton auf den Temple de la Fusterie in Genf und die Heiliggeistkirche Schiltknechts in Bern gewirkt haben (S. 108ff). Die dreibändige Dissertation von HERMANN HIPP (Tübingen 1979) bietet für die Schweiz allerdings mehr und ist viel breiter angelegt. Beeindruckend das umfangreiche Literaturverzeichnis; für ein «Nachschlagewerk» (siehe Klappentext) fehlt das Register.

L. Wüthrich

*

EUGEN STEINMANN: *Hans Ulrich Grubenmann. Erbauer von Holzbrücken, Landkirchen und Herrschaftshäusern 1709-1783*, (Gemeinschaftsverlag A. Niggli, Schläpfer + Co. AG, Niederteufen/Herisau 1984). 104 S., 158 Abb.

Der Baumeister und Brückenkonstrukteur Hans Ulrich Grubenmann (1709-1783) genoss bereits zu Lebzeiten einen breiten Ruhm. Seine Brückenkonstruktionen wurden Lehrstoff an Akademien (ein Modell befindet sich in Irland!) und Reiseschriftsteller verbreiteten den Ruf dieses Zimmermannes, der «ohne geringste Kenntnis der Mathematik und der Theorie der Mechanik» (Coxe, *Briefe 1781-1792*) grosse Brücken schuf. ANDREAE bedauerte 1763 das Schicksal dieser ländlichen «Original-Genies», welche nie die Möglichkeiten hatten ihre Anlagen und Fähigkeiten durch die Mathematik kultivieren zu lassen. Fasziniert war man vom «mechanischen Genie» (EBEL, 1798) eines

«gemeinen Dorfzimmermanns», welcher mit seinen Konstruktionen die Akademiker bis hin zur École des Ponts et Chaussées in Paris begeisterte. Die technische Seite in Grubenmanns Schaffen wurde vielfach herausgehoben (vgl. JOSEF KILLER, *Die Werke der Baumeister Grubenmann*, Zürich 1941,² 1959, dritte Auflage in Vorbereitung; FRITZ STÜSSI, *Schweizerische Pioniere des Brückenbaus*, Zürich 1950; PIERRE DUBAS, in: SBZ 101 (1983), S. 684–690), sein Beitrag zur Bewältigung grosser Spannweiten – wobei die Anekdote um den Mittelpfeiler der Schaffhauser Rheinbrücke bereits im 18. Jh. durch Coxe relativiert worden ist – fand breite Beachtung, hinter welche sein übriges Schaffen zurückzutreten hatte. Durch die Heterogenität dieser Arbeiten, die Einbettung in den Familienbetrieb, wie auch die Vielgliedrigkeit der Werkstatt, was schon im 18. Jh. dazu führte, dass man die Vornamen verwechselte, blieben andere Arbeiten des Unternehmers Hans Ulrich Grubenmann immer etwas disparat. Der Klang des Namens führte zu Zuweisungen und Vermutungen, die nur mehr schwer zu überschauen waren. EUGEN STEINMANN, als Verfasser der Kunstdenkmalerbände des Kantons Appenzell-Ausserrhoden quellenmässig gut vorbereitet, versuchte nun in diesem Unterholz das Gestrüpp zu lichten: In seinem Buch, aus einem Aufsatz zum Jubiläumsjahr herausgewachsen, fasst er das umfangreiche Schaffen Hans Ulrich Grubenmanns katalogartig zusammen und ordnet es damit überblicksmässig. Zusammen mit einer Einleitung und einer Übersicht über den gegenwärtigen Forschungsstand, welche auch die neuesten Archivfunde registrieren, sowie umfangreich illustriert, gibt seine Darstellung eine vertrauenserweckende Zusammenfassung des Schaffens des Baumeisters.

Das Hauptgewicht liegt im Katalogteil, welcher Hans Ulrich Grubenmanns Arbeiten nach den Kategorien Holzbrücken, Brückenmodelle, Kirchenbauten und Profanbauten, vorstellt. Zusammen mit den Einleitungskapiteln und den Hinweisen auf die Forschungsergebnisse der letzten Jahre ist hier ein verlässlicher Grundstock erarbeitet, der als Fundament jeder weiteren Beschäftigung mit dem Grubenmannschen Werk zu betrachten ist. Steinmann spricht selber einige Themen an, die noch ungenügend bearbeitet sind: Die besondere Art der Bauübernahme (Generalakkord), das Phänomen des Familienbetriebes, wie die breitgefächerten Aktivitäten des Unternehmers, der nach eigenen und fremden Plänen baute und welcher neben den Brückenkonstruktionen (Schaffhausen, Wettingen), die ihm Ruhm einbrachten, auch bescheidene Holzbrücken kleiner Spannweiten über lokale Bachläufe oder kleinere Turmerhöhungen nicht verschmähte. Der Autor zeigt mit klarem Blick für diese Besonderheiten auch, dass Grubenmanns Werk weitgehend traditionell, ja konservativ bleibt. Seine Kirchenbauten unterscheiden sich in keiner Weise von jenen anderer ländlicher Baumeister, die Profanbauten wirken – dort wo er für die Oberschicht baut – sperrig und trocken. Wenn Grubenmann – gezwungenermassen wie Steinmann betont – sich mit der «hohen» Architektur auseinandersetzt, wie in der Kirchenfront in Trogen, wirkt er seltsam gehemmt und unfrei. Unzweifelhaft geht er auch im Brückenbau von bewährten, traditionellen Mustern aus, die er aber zur Perfektion steigert. Die formale Eleganz und die konstruktive Brillanz aber blieb – wie Steinmann zu Recht feststellt – unter eher plumpen Holzverbretterungen versteckt. Die Konzentration auf die belegbaren Fakten, wie die nüchterne Analyse, lassen Steinmanns Arbeit zu einer Art Prolegomena einer künftigen Monographie des Baumeisters und seines nächsten Kreises (Gebrüder) werden. Auf diese Weise setzt der Autor einen Akzent, denn mit der Tradierung der Elogen der Reiseschriftsteller um 1800 ist der Zugang zum Gesamtschaffen Grubenmanns kaum gewährleistet. Hier wäre auch mit weiterführenden Forschungen anzusetzen. Es ist nicht zu übersehen, dass die Verkünder des Grubenmannschen Genies gerade vom Kontrast zwischen dem «ungebildeten» urwüchsigen Landmann, der Diskrepanz zwischen dem «gemeinen Dorfzimmermann», welcher dem Trunk ergeben gewesen sein soll und dem «Original-Genie», fasziniert waren. Wie weit gerade diese Konstellation zu seinem Ruhme führte, oder ob sie nur ein Topos des Sturm- und Drang war, der solchen Spannungen zugetan war, müsste durch eine genaue Untersuchung fruchtbar gemacht werden. Bislang hat man auch kaum erforscht, welche technischen Erfahrungen Grubenmann besass, welche Literatur er benutzte (Bücher sollen sich noch in Privatbesitz erhalten haben) und wie seine Leistungen in der Epoche allgemein anzusiedeln sind. Hans Ulrich Grubenmann als Gesamtkomplex zu betrachten, bedingt auch Forschungen im Bereich der Arbeitsorganisation, unerlässlich wäre auch der Einbezug seiner weitverzweigten, im Baufach tätigen Familie. Grubenmann

nicht plakativ, reduziert auf die lobenden Erwähnungen eines Coxe oder Ebel, sondern in der Richtung, die Steinmann mit seinem Katalog anzeigt, wäre ein sinnvolles Unternehmen.

Hans Martin Gubler

*

BENNO SCHUBIGER: *Felix Wilhelm Kubly, 1802–1872. Ein Schweizer Architekt zwischen Klassizismus und Historismus*. (St. Galler Kultur und Geschichte, hrsg. vom Staats- und vom Stiftsarchiv St. Gallen, 13.) (Staatsarchiv bzw. Kommissionsverlag Buchhandlung am Rössli, St. Gallen 1984.) 283 S., 233 Abb., davon 9 farbig, 1 zweifarbig Karte.

Man hätte es Felix Wilhelm Kubly gönnen mögen, dass er 1850 den Projektwettbewerb um das Bundesratshaus in Bern gewinne; aber den ersten Preis errang der 11 Jahre jüngere Ferdinand Stadler, und die Ausführung nach abgeänderten Plänen wurde dem um weitere vier Jahre jüngeren Friedrich Studer übertragen. Kublys zweiter Rang jedoch entspricht genau der damaligen Wertschätzung seines Schaffens in der Schweiz.

Kubly gehörte zu deren ersten akademisch ausgebildeten Architekten; Schüler von Gärtner, Vaudoyer und Lebas, Mitarbeiter von Caristie, Italien- und Griechenlandreisender, Schwager des Bundesrats Wilhelm Naef, Freund des am Suezkanal entscheidend beteiligten Ingenieurs Alois Negrelli, begabt, fleissig, beliebt, schien er dazu berufen, die vornehmsten Bauaufgaben des Landes zu übernehmen, blieb aber durch seine Niederlassung in St. Gallen und seine Zaghhaftigkeit im Entwurf weitgehend auf die Ostschweiz beschränkt.

Benno Schubigers Monographie über Kubly reiht sich in die Dissertationen ein, mit denen die Schüler Adolf Reinles Leben und Wirken bedeutender Schweizer Architekten von Klassizismus und Historismus erforscht und dargestellt haben: Andreas Hauser den Zürcher Ferdinand Stadler, Beat Wyss den Luzerner Louis Pfyffer von Wyher, Gian-Willi Vonesch Stadlers «Kunstgenossen» Gustav Albert Wegmann; in diese Reihe gehört übrigens auch Annette Bühlers unbegreiflicherweise ungedruckt gebliebene Lizentiatsarbeit über den St. Galler Architekten und Baumeister Bernhard Simon.

Im Aufbau folgt Schubiger dem bewährten Muster von Hausers Stadler-Buch: biographische Kapitel, architekturgeschichtliche Kapitel, Werkverzeichnis, umfassend Bauten, Projekte, Gutachten, Bauaufnahmen; dem Katalogteil hat Schubiger besondere Aufmerksamkeit gewidmet und in Formulierung, Illustration, Quellenstudium und -nachweis sowie typographischer Gestaltung ein Vorbild geschaffen.

Aus Jugendarbeiten und aus Briefen im Besitz von Kublys Nachkommen, aus Archivarbeit an Kublys Studienorten München und Paris, aus einer beachtlichen Kenntnis der in den letzten Jahren angeschwollenen Literatur über die beiden Akademien und ihre Schüler und zum Thema Neurenaissance, aus quellenorientierter Auseinandersetzung mit Kublys gesamter bürgerlicher Tätigkeit gewinnt und vermittelt Schubiger ein umfassendes und differenziertes Bild des Menschen und Architekten, den er beschreibt. Unter den Bauten, die er ins Bewusstsein rückt, bildet die grösste Überraschung das Kurhaus Tarasp-Schuls, 1861–1865 gebaut, eine Glanzleistung von Geländeanpassung, Erschliessung und Disposition. Moderne Fragestellungen erscheinen in den Kapiteln «Auftraggeber und Konkurrenten», «Kubly als Unternehmer», «Lehrer und Schüler»; genauer untersucht werden des Architekten Beitrag zum Schweizer Kirchenbau vor 1850 und der Einfluss der Münchner Architektur auf die Schweiz.

Text und Bilder sind glücklich organisiert. Schubigers Kennzeichen sind pragmatischer Forschungsstil, Nüchternheit im Schreiben und Sicherheit in der Bilderwahl.

Georg Germann

*

LUZI DOSCH: *Die Bauten der Rhätischen Bahn. Geschichte einer Architektur von 1889 bis 1949*. (Buchverlag Terra Grischuna, Chur 1984.) 225 S., ill.

Den wichtigen Stellenwert, den die Bauten der Rhätischen Bahn in der Verkehrs- und Tourismusgeschichte Graubündens einnehmen, hatte die Bündner Denkmalpflege 1977 erkannt; denn damals beauftragte sie LUZI DOSCH mit der Erstellung eines Inventars «Bahnhöfe der Rhätischen Bahn»,

das der Autor in der Folge zum vorliegenden Werke ausweitete. Wie gross auch anderorts noch immer das Interesse an den historischen Bahnhöfen ist, denen man sich in den letzten Jahrzehnten wie kaum einer anderen Bauaufgabe des Industriezeitalters gewidmet hat, mag durch die Tatsache belegt werden, dass die SBB zur Zeit ihre Hochbauten systematisch inventarisierten lassen. Die Basler Denkmalpflege veranstaltete 1984 eine Ausstellung «Die Bahnhöfe der Schweiz. Centralbahn in Basel», und gleichzeitig wie das vorliegende Buch erschien eine von ULRICH KRINGS verfasste Publikation über deutsche Grossstadtbahnhöfe des Historismus.

LUZI DOSCH begnügte sich nicht damit, nur die Architektur der Bahnhöfe zu untersuchen, sondern er berücksichtigte auch andere Bauaufgaben, welche die Rhätische Bahn seit ihrer Gründung im Jahre 1889 (Eröffnung der Linie Landquart-Davos) zu lösen hatte. Quasi als Vorspann zum Inventar stellt er den Zusammenhang zwischen dem touristischen Aufschwung einiger Bündner Bergbauerndörfer im 19. Jahrhundert und ihrer Erschliessung durch die Rhätische Bahn dar. Der erste Teil des Kataloges ist den Bahnhofgebäuden gewidmet, die – chronologisch nach Bahnstrecken geordnet – mit Photos und Plänen vorgestellt und typisiert werden. Es folgt ein umfassender Abschnitt über die Entstehungsgeschichte der Werkstätten Landquart und Samedan. Den Katalog beschliessen eine gezielte Auswahl von Wärterhäusern, Dienstwohnhäusern und die RhB-Bahnarbeiteriedlung in Landquart, die 1896–1910 in Etappen entstanden war. Leider wird der ausgezeichnete Überblick, den man über die Hochbautätigkeit der Rhätischen Bahn und den von ihr im Laufe der Zeit übernommenen Bahnunternehmen gewinnt, geschmälert durch das Fehlen eines Orts-, Sach- und Personenregisters. Schade ist auch, dass wichtige Bauaufgaben zu kurz kommen, so die landschaftsbestimmenden Glieder des Bahnhaftrasses, die Brücken und Viadukte, welche doch so charakteristisch sind für eine Alpenbahn, die bis 1914 die wichtigsten Bündneräler bis hinunter ins Puschlav erschloss. Nur gerade das Langwieser-Viadukt der Chur-Arosa-Bahn (1914) erfährt eine eingehende Würdigung, während z.B. alle Kunstdächer der Albula-Bahn, die Eisenbahningenieur Friedrich Hennings (1838–1922) vor 1904 – nach Ansicht des Heimat- schutzes pionierhaft – in die Landschaft eingliederte, nur generell abgehandelt werden. Über den Bau und die Typen der Tunnels erfährt man gar nichts. Diese Lücken wecken den Wunsch, das Buch mit einem Beitrag über die Ingenieurbaukunst der Rhätischen Bahn zu ergänzen, damit auch wirklich dem Buchtitel und dem im Geleitwort gefallenen Begriff des «Gesamtkunstwerks» Gerechtigkeit widerfahre. Weniger das technische Baudenkmal als vielmehr der formalgeschichtliche Kontext der Hochbauten interessiert den Kunsthistoriker Luzi Dosch; denn im gewichtigen 3. Teil mit der Überschrift «Vom Schweizer Stil zum Neuen Bauen» rollt er die gesamte Architekturgeschichte Graubündens im 19. und frühen 20. Jahrhundert auf, in der der sogenannte «Bündner Stil», vorherrschend 1904–1914, eine bedeutende Rolle spielte. Die ideologischen Ursprünge und Zusammenhänge dieser Bündner Variante der «nationalen Romantik», die HANS PETER REBSAMEN am Beispiel von Chur im 3. Band des «Inventars der neueren Schweizer Architektur» (INSA), herausgegeben 1982 von der GSK, nur antippen konnte, stellt Luzi Dosch nun ausführlich mit vielen Beispielen in Wort und Bild dar und würdigt eindrücklich und bis ins kleinste bauplastische Detail einen ihrer Leitbauten, das 1907–1910 nach Plänen von Nicolaus Hartmann d.J. (1880–1956) erstellte Verwaltungsgebäude der Rhätischen Bahn in Chur. Einen weiteren wichtigen Ansatz bietet die leider im Vergleich zum Bündner Stil-Exkurs etwas zu kurz geratene Beleuchtung der Bündner Architekturze- ne der 1920er und 30er Jahre, in welcher der Wahlbündner Rudolf Gaberel (1882–1963) die Hauptrolle spielte. Nicht ganz klar ist, warum bei der Dar- legung des Neuen Bauens im Bündnerland nur die schon durch die neuere Architekturgeschichtsforschung bekannten Davoser Beispiele beigezogen wurden (vgl. etwa INSA Bd. 3 [Davos]). Richtig erkannt hat der Autor, dass die formale Gestaltung etwa des Bahnhofs von Klosters-Platz (1930) und desjenigen von Davos-Platz, des bedeutendsten Nachkriegsbahnhofes der Rhätischen Bahn, den R. Gaberel 1949 vollständig umgebaut hatte, nur durch den dem Hochgebirgsklima angepassten Funktionalismus des Neuen Bauens zu verstehen ist.

Mögen der Architekturhistoriker und der Eisenbahnfreund auch an einigen Stellen Fragezeichen setzen, so müssen sie gleichzeitig anerkennen, dass Luzi Dosch mit der vorliegenden Arbeit ein weitreichendes Quellenwerk zu den Bündner Verkehrsbauten geschaffen hat, das flüssig geschrieben ist

und bei der Lektüre Genuss bereitet, dies vor allem deshalb, weil eine grosszügige und abwechslungsreiche Illustration gewählt wurde, wo für einmal auch gut lesbare Planmaterial nicht zu kurz kommt. Ohne Zweifel erhält die Bündner Denkmalpflege mit dieser Publikation ein wertvolles Arbeitsinstrument für die Erhaltung ihrer Verkehrsbauten. Selbst der Laie kommt zur Erkenntnis, dass die Bauten der Rhätischen Bahn zum Kulturgut dieses Alpenkantons zu zählen sind.

Werner Stutz

*

ULRICH IM HOF: *Die Schweiz. Illustrierte Geschichte der Eidgenossenschaft*. Unter Mitarbeit von FRANZ BÄCHTIGER und FRANÇOIS DE CAPITANI. (Edition Kürz, Küsnacht/Zürich; Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1984.) 184 S., 90 Abb. (davon 16 farbig), 9 Karten, 2 Tabellen, 1 Zeittafel.

Das Umschlagbild ist ein Bekenntnis: Es geht um politische Ikonographie. ULRICH IM HOF veröffentlichte seine «Geschichte der Schweiz» zuerst 1973 in den Urban-Taschenbüchern; weitere Auflagen erschienen 1976 und 1981. Die Neuausgabe 1984 ist illustriert, und zwar in einer Weise, die schon für sich eine Rezension verdient. Im Hofs bewährte Einführung entwirft das Bild der eidgenössischen Geschichte von den alten Fragestellungen aus: Territorium und Herrschaftsstruktur; daneben verrät sie in Zwischenkapiteln und Seitenbemerkungen die Aufmerksamkeit des Verfassers für alle neuen Fragestellungen, besonders von Sozial- und Ideologiegeschichte der neueren und neuesten Zeit.

Dazu verhält sich der die Themen bündelnde, altväterisch auf jeweils vier Doppelseiten eingestreute Tafelteil gleichsam kontrapunktisch. Wenn Im Hof zum Beispiel von den Herrenhäusern in den städtischen Hauptorten der Landsgemeindekantone schreibt, dann zeigen die Ikonographen weder das Bildnis noch den Sitz des Ital Reding; das entspricht Im Hofs mehr kategorischer als exemplifizierender Darstellungsart.

Es geht um politische Ikonographie. Umschlagbild und Abb. 21 zeigen das Gemälde «Der Bundesschwur zu Stans» von Humbert Mareschet, und die Legende erläutert: «Im Jahre 1586 malte Mareschet für das Berner Rathaus die Tagsatzung von 1481 als Mahnmal eidgenössischer Einigkeit und Toleranz.» Über die Hälfte der Abbildungen gehören zur politischen Ikonographie, also zur politischen und geschichtlichen Selbstdarstellung der Eidgenossenschaft in ihrer Gesamtheit oder von Gruppen innerhalb der Eidgenossenschaft. Dagegen stehen Ereignisse und Fakten im Hintergrund. Wenn man die abgebildeten Gegenstände nach Sachgebieten ordnet, so erscheinen weiter in abnehmender Reihe der Häufigkeit: Bilder aus Militär-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Darstellungen des Alltagslebens, Kunst- und Industriedenkämler, Vogelschau- und Flugbilder von Städten und Dörfern, Wiedergaben von Hand- und Druckschriften.

Bemerkenswert ist auch die «Medienstatistik». Wenn man bei Überschneidungen doppelt oder dreifach zählt, erhält man die folgenden Zahlen: anikonische Objekte (Bauten, Geräte u. dgl.): 18 Abb.; Schriftstücke: 2 Abb.; ikonische Originale (Gemälde, Glasgemälde, Skulpturen, Zeichnungen): 31 Abb.; ikonische Reproduktionen (Siegel, Medaillen, Buch- und Zeitschriftenillustrationen, Flugblätter, Plakate, bedruckte Foulards, Reportagephotographien): 51 Abb. Die hohe Zahl von ikonischen Originale zeigt das Bestreben der Ikonographen BÄCHTIGER und DE CAPITANI, unbekanntes Bildmaterial zutage zu fördern; dass dies auch für die scheinbar bequem zugängliche Gruppe der Buch- und Zeitschriftenillustrationen gilt, mag die Karikatur «Das Konzept der Parteien» von Paul Klee, erschienen 1907 im «Grünen Heinrich», beweisen. Karikaturen nehmen unter den Darstellungsmodi überhaupt einen beträchtlichen Raum ein, entsprechend dem im Text oft benutzten Denkschema Konflikt/Konfliktbewältigung.

Nicht der Ausdruck der künstlerischen Kultur, sondern die die politische Meinung formende Bildproduktion war den Ikonographen wichtig. Deshalb haben sie die Abbildungslegenden so abgefasst, dass sich in den meisten Fällen das Medium und damit Verbreitungsart und Verbreitungschance des Bildes und seiner Botschaft erkennen lässt; Beispiel: «Das Dorf, Illustration aus einem thurgauischen Lesebuch 1902», mit dem Hinweis: «Zum Weichbild des Dorfes gehören um 1900 auch die Fabrik und das Schulhaus.» Dem

Vernehmen nach hat der Kohlhammer-Verlag viele Legenden gekürzt; das läuft der Absicht der Legendenverfasser, die Bilder zu deuten, stracks entgegen und ist unbegreiflich.

Aus der Zielsetzung der Ikonographen wird verständlich, obgleich es mir als Mangel erscheint, dass die neuere und neueste Geschichte (seit 1550) im Abbildungsteil ein Übergewicht aufweist (2:7), während sich Im Hof im Text um Ausgleich zu Vorgeschichte, älterer und mittelalterlicher Geschichte bemüht hat (5:7).

Die neue illustrierte Schweizergeschichte darf vom Kunsthistoriker aus als einer der Brückenschläge gesehen werden, um Schriftkultur einerseits, Sach- und Bildkultur anderseits zu verbinden. Ulrich Im Hof, seit 1984 Emeritus der Universität Bern, gehörte wohl zu den ersten Historikern seiner Generation, die in der Vorlesung Diapositive projizierten. Und zu den erfreulichen Brückenschlägen vom anderen Ufer aus mag man es auch rechnen, dass in P. RAINALD FISCHERS 1984 erschienenem Kunstdenkmalerband Appenzell Innerrhoden ein ganzes Kapitel der «Politischen Ikonographie» gewidmet ist.

Georg Germann

*

MAX BAUMANN: *Geschichte von Windisch vom Mittelalter zur Neuzeit.* (Kommissionsverlag Druckerei Effingerhof AG, Brugg 1983.) 758 S., 211 Abb.

Da Kantonsarchäologe MARTIN HARTMANN 1986 eine zusammenfassende Darstellung des aktuellen Forschungsstandes über Vindonissa publizieren wird, setzt die vom Historiker MAX BAUMANN (Stilli) verfasste «Geschichte von Windisch» im Mittelalter ein und zeigt die Entwicklung der Gemeinde bis zur Gegenwart auf. In der modern konzipierten Ortsgeschichte steht das Schicksal breiter Bevölkerungsschichten im Vordergrund des Interesses: der Existenzkampf, die Spannungen innerhalb der Dorfgemeinschaft, das Verhältnis zu Obrigkeit und Kirche, der durch die Industrialisierung bewirkte Wandel in allen Lebensbereichen. Man erfährt Wesentliches über die frühere Landwirtschaft, über Handwerk, Gewerbe und Heimarbeit, über Hunger, Pest und Überschwemmungen, über Reichtum und Armut, Religion und Herrschaft sowie über die jahrhundertelangen Auseinandersetzungen mit dem Nachbarstädtchen Brugg. Zwei Ereignisse brachten Windisch eine schicksalshafte Wende: die Ermordung König Albrechts (1308) einerseits und die 1828 erfolgte Gründung der Spinnerei Kunz andererseits.

Auch der kunsthistorisch interessierte Leser kommt in Baumans Geschichte von Windisch auf die Rechnung. So werden Planung, Bau und kultische Ausstattung des Klosters Königsfelden gewürdigt, das kein einsamer Ort klösterlicher Abgeschiedenheit war, sondern ein politisches Zentrum ersten Ranges. Es kommen zur Sprache die Herausbildung der Gemeindegrenze, das Siedlungsbild vor der Industrialisierung. Man liest von Gewerbebetrieben, Gasthäusern, Brunnen und Waschhäusern, von Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern, von der Fabrikschule, von Kosthäusern, Wohnbauten des Kaders, vom ersten Bauboom um die Jahrhundertwende, von Wohnbaugenossenschaften und modernen Neubauten. 211 Abbildungen und Pläne sowie verschiedene graphische Darstellungen ergänzen den leicht verständlichen Text, der mit vielen konkreten Schilderungen das Geschehen in früheren Zeiten lebendig werden lässt.

Alles in allem ein wissenschaftlich fundiertes, an historisch interessierte Laien gerichtetes beispielhaftes Werk, das nicht zuletzt wegen vielen methodisch originellen Ansätzen auch über Windisch hinaus Beachtung verdient.

Peter Ziegler

*

RUPERT BRUCE-MITFORD: *The Sutton Hoo Ship-Burial.* Volume 1: Excavations, Background, The Ship, Dating and Inventory. Volume 2: Arms, Armour and Regalia. (British Museum, London 1975 und 1978.) Mit Beiträgen mehrerer Autoren. XL + 792 S., 440 Textabb., 13 Farbtafeln, 17 Tabellen, 12 Beilagen / XXVI + 651 S., 443 Textabb., 24 Farbtafeln, 36 Tabellen.

Das im Jahre 1938 in Sutton Hoo an der Ostküste Englands von C.W. Philipps aufgedeckte Grab eines Angehörigen des angelsächsischen Hochadels aus dem 7. Jahrhundert n.Chr. hat für die frühmittelalterliche Archäologie Europas die Bedeutung eines «Schlüssel-Fundes», wie das Grab

des Frankenkönigs Childerich (+482 n.Chr.) und andere Adelsgräber des 5., 6. und 7. Jahrhunderts. Die aufsehenerregende sensationelle Vielfalt des aus dem königlichen Grab von Sutton Hoo geborgenen Grabinventars bietet aber ein aussergewöhnlich breites Spektrum kulturgeschichtlicher Aufschlüsse, so dass es nicht wundert, dass der Fund von Sutton Hoo seither als Bezugspunkt für viele Fragen, Studien und Forschungshypothesen gilt und für die frühmittelalterliche Geschichte und Archäologie einen eminent hohen Stellenwert besitzt.

Die frühmittelalterliche Nekropole von Sutton Hoo umfasst neben Erdgräbern noch zusätzlich 16-17 sichtbar erhaltene Hügelgräber. Die Besitzerin des Sutton-Hoo-Gutes liess 1938 aus Neugierde drei Hügel öffnen. Bei der Fortsetzung der Grabungen im Jahre 1939 stiess man auf ein intaktes Schiffsgrab, das sich als so einzigartig erwies, dass das British Museum in London mit der Weiterführung der Forschungen beauftragt wurde. Der kurz darauf ausgebrochene 2. Weltkrieg blockierte das begonnene Unternehmen und die Restaurierung der gehobenen Funde. Erst mit den Nachgrabungen von 1965-1970 konnte die Feldarbeit abgeschlossen werden.

Die ersten vorläufigen Berichte (z.B. in *Antiquity* 14, 1940) versetzten die Fachleute in Staunen. Seit 1947 haben mehrfach neu aufgelegte und dem Restaurierungs- und Erkenntnisstand angepasste modifizierte Vorberichte den Fundkomplex schrittweise bekanntgemacht: *Provisional Guide 1.-10. Auflage (1947-1966)* und *Handbook 1.-3. Auflage (1968, 1972, 1979)*. Eine Folge von Einzelstudien des Autors, die 1974 in einem Sammelband (*Aspects of Anglo-Saxon Archaeology, Sutton Hoo and other discoveries*, V. Gollancz, London 1974, XXI + 356 S., 61 Abb., 112 Tafeln) publiziert wurden, sind eindrucksvolle Zeugnisse für die intensive Beschäftigung des Autors mit dem bedeutungsvollsten geschlossenen Fund Englands. Viele auf Sutton Hoo hinweisende oder darauf Bezug nehmende Aufsätze und Studien machen deutlich, wie dieser hervorragende Fund der Forschung starke Impulse zu verleihen vermag. Bedauerlich ist nur, dass das stückweise und teilweise unvollständige Bekanntgeben der Befunde auch seine Nachteile hatte. Manche an der Auswertung unbeteiligte Forscher haben zu früh in die Diskussion eingegriffen und Hypothesen aufgestellt, die sie jetzt nach Vorliegen der Einzelergebnisse zu ihrem eigenen Ärger modifizieren müssen.

Nach den ergänzenden Nachuntersuchungen von 1965/70 begann der Autor unter Mitwirkung eines grossen Mitarbeiterstabes die Inangriffnahme einer vierbändig geplanten monumentalen Veröffentlichung. Die beiden ersten Bände sind erschienen; der dritte Band soll vor dem Erscheinen stehen. In einem 4. Band sollen dann abschliessende Abhandlungen und Studien zu verschiedenen Aspekten des Grabfundes, insbesondere zu kunstgeschichtlichen Problemen publiziert werden. In Bezug auf unsere Besprechung bestand die Absicht, hier alle vier Bände gesamthaft zu rezensieren, doch scheint sich die Edition über einen längeren, nicht absehbaren Zeitraum auszudehnen.

Der voluminöse Band 1 «Excavations, Background, The Ship, Dating and Inventory» bringt von R. Bruce-Mitford und 22 Mitautoren minuziös erarbeitete Grundlagen. Der am Fluss Deben bei Woodbridge gelegene Fundort und die noch unvollständig erforschte Hügelgräber-Nekropole werden vorgestellt und kulturgeographisch gewürdigt. Sodann folgen die reich illustrierten Berichte über die Grabungen 1938/1939 und 1965/1970. Die Hauptkapitel des ersten Bandes behandeln das Schiff, das Inventar sämtlicher Funde, die Belege für die Verwendung von Textilien im Grab, den Problemkreis «Grab oder Monument», die Münzfunde und den Zeitpunkt der Grablegung. Den Schluss bildet der Versuch, den in diesem Schiffsgrab bestatteten und geehrten Toten historisch zu identifizieren.

Eine ausführliche Würdigung findet das Grabschiff. Von seinen Holzteilen haben sich zwar keine Reste mehr vorgefunden, sondern nur noch der Abdruck im Sand und insbesondere rund 1560 Klinkernieten aus Eisen, mit welchen die Planken vernietet waren. Die Analysen der Befunde haben trotzdem noch recht viele Einzelheiten ergeben. Die Länge konnte mit 27 m, die Breite mit 4,6 m und die Anzahl der Ruderer mit 2×20, also mit 40 errechnet werden. Es handelt sich demnach um das längste Schiff, das bisher aus der nordischen Völkerwanderungszeit bekanntgeworden ist. Für das berühmte Oseberg-Schiff werden Längen von 21 m, für die Schiffe von Gokstad und Ladby Viking solche von 24 m resp. 21,7 m und für das Nydam Schiff aus der Zeit um 400 n.Chr. 22,5 m angegeben. Die sorgfältige Auswer-

tung der Schiffsüberreste ist zu einer eigentlichen Monographie über den nordischen Schiffsbau des frühen Mittelalters ausgeweitet worden.

Über dem Schiff mit seiner königlichen Totenfracht wurde ein Grabhügel errichtet. Dass der Scheitelpunkt des Hügels nicht über der zentralen Grabkammer zu liegen kam, war ein Glück für die Nachwelt, denn die Grabraubversuche führten nicht in die kostbare Kammer, sondern in die Leere der Hügelaufschüttung. So blieb das vollständige Grabinventar mit seinen 305 Positionen erhalten, leider in einem teilweise sehr schlechten Zustand, was langwierige Restaurierungsarbeiten zur Folge hatte.

Ungelöst bleibt im 1. Band die Bestattungsart des Toten von Sutton Hoo. Da keine Spuren der Leiche gefunden wurden, vertrat bereits der Entdecker die Auffassung, es handle sich um ein Kenotaph, also um ein Ehrenmal für eine andernorts bestattete Persönlichkeit. Für den Nachweis einer Totenehrung mit Einäscherung auf dem Scheiterhaufen und anschliessender Niederlegung von weiteren Beigaben im Grab wird jedenfalls gerne auf den Bericht des Beowulf-Epos aus einer etwas jüngeren Zeit verwiesen. Ob ein solches Ritual aus dem späten Heidentum für den Toten des Sutton-Hoo-Grabes noch zutrifft, bezweifelt Bruce-Mitford. Er vertritt eine andere Meinung und versucht, die Lage der Bestattung aufgrund von Phosphatanalysen im Bereich der im Schiff deponierten Waffen, wie Helm, Schwert und Tasche zu lokalisieren und verweist auf andere Grablegen, bei welchen die Skelette ebenfalls nicht mehr existent, sondern aufgelöst nur noch als «Skelettschatten» festzustellen waren. Der Autor hat inzwischen von anderer Seite Recht erhalten, durch die Archäologin V.I. Evison, welche die gefundenen starken Eisenkrampen als zu einem Holzsarg von $3,3 \times 1,4$ m Grösse gehörend erkannte. Das ist eine Parallele zum König Childerich, der 482 in Tournai ebenfalls in einem Holzsarg mit Eisenkrampen, bestattet worden ist.

Als besonders wertvollen Beitrag zur fränkischen Numismatik enthält der 1. Band die Analyse der Fundmünzen aus der Börse des Toten durch J.P.C. Kent. Es sind 37 geprägte und 5 ungeprägte Stücke aus Gold. Die ohne Ausnahme aus kontinentalen Prägestätten (1 Stück aus Sion) stammenden Münzen vermögen über die Zeitstellung des Grabes wohl den präzisesten Anhaltspunkt zu geben, vorausgesetzt, dass die absolute Datierung zutrifft. Hier lässt sich allerdings eine Wandlung der Meinungen feststellen. Die früheren Datierungshypothesen vertraten die Auffassung, dass die jüngsten Emmissionen nicht vor der Mitte des 7. Jh. n.Chr. anzusetzen seien. Demzufolge identifizierte man die Bestattung mit einem der Wuffinga-Könige. Die nun publizierte Datierung von J.P.C. Kent, die minuziös begründet und auf den neusten Erkenntnissen beruht, setzt die jüngste Münze etwa in das Jahr 620/625. Da aus historischen Gründen die Errichtung eines solchen Grabmonumentes mit betont heidnischem Charakter im angelsächsischen England nach 637 nicht mehr denkbar ist, ergibt sich zusätzlich ein *Terminus ante quem*. Diese chronologische Eingabelung der möglichen Grablegung mit Hilfe der Münzen und historischer Indizien ergibt mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass das Grab einem ostanglischen König, und zwar dem 624/625 verstorbenen König Raedwald (599–624/25 ?), errichtet worden sein dürfte.

Der 2. Band «Arms, Armour and Regalia» setzt die Behandlung wichtiger Funde fort. R. Bruce-Mitford und elf Mitautoren legen die Waffen, die Rüstung und die Herrschaftszeichen vor. Die Bearbeitung ist wiederum sehr ausführlich und eingehend. Das langwierige Studium der Schildfragmente und der dazugehörenden kostbaren Verzierungselementen in Edelmetall erlaubte eine glaubwürdige Rekonstruktion des prächtvollen Schildes. Seine Form steht einerseits mit den Prunkschilden nordischer Schiffsgräber (z.B. Vendel, Valsgärde), andererseits mit italisch-langobardischen Prunkschilden (z.B. Stabio, Lucca) in Verwandtschaft. Auch dem sehr schlecht erhaltenen Helm mit Kettenhakenschutz ist eine umfassende Studie gewidmet. Die langjährigen Untersuchungen führten 1971 zu einem zweiten Rekonstruktionsversuch, der auf neuen Erkenntnissen an besser erhaltenen skandinavischen Prunkhelmen mit figuralen Pressblechverzierungen beruht. Das Ergebnis hat zur Herstellung einer prächtigen Replik geführt.

Von den Waffen werden sechs Lanzenspitzen – alle von unterschiedlichen Typen – und drei Widerhakenlanzen mit Lanzenschuhen (als «Angonen» bezeichnet) sowie das Prunkschwert behandelt. Vom damaszinierten Schwert

(Spatha) haben sich glücklicherweise die meisten Goldschmiedearbeiten des zellen- und filigranverzierten Griffes und der Aufhängevorrichtung erhalten. Sie beweisen, dass es sich um ein Prunkschwert gehandelt hat, wozu uns Parallelen oder Vorbilder aus dem langobardischen Bereich vorliegen.

Ganz einzigartig sind die drei als Herrschaftszeichen erklärten Funde, die dem Toten mit ins Grab gelegt wurden: ein Steinszepter, ein durch seine goldenen Beschläge erschliessbarer Zeremonialstab und ein eisernes Gestell, bei dem es vorläufig unklar bleibt, ob es als Lampen-, Fackel-, Fahnenständer oder als Standarte zu deuten ist. Das mit einer Hirschfigur bekrönte und an beiden Enden mit je vier differierenden menschlichen Gesichtern verzierte, etwa 60 cm hohe Szepter aus schwerem Stein ist von allergrößter Bedeutung. Der exzessionelle Fund, dessen Form der Autor in einem Beitrag über solche Herrschaftszeichen in der antiken Tradition nachgeht, wird mit dem von König Raedwald nur kurzfristig innegehabtem Amt des Oberkönigs (Bretwalda) in Bezug gebracht. Es ist durchaus damit zu rechnen, dass das Steinszepter ein Signum des Bretwalda war.

Das Schlusskapitel – fast ein Drittel des umfangreichen 2. Bandes – ist den rund 45 hervorragenden Goldschmiede-Kunstwerken und ihren Funktionen gewidmet. Es sind nahezu alles zellen- und filigranverzierte Schmuckstücke von grossartiger Qualität. Darunter befinden sich die Beschläge des Schwertgehänges, die mit figuralen Motiven versehenen Verzierungen der Tasche (Börse mit den 37 Goldmünzen) und das singuläre Paar von Schulterklappen. Eine der prächtigsten Goldschmiedearbeiten ist die grosse goldene Schnalle mit Flechtbanddekor im Tierstil II. Sie ist als aufklappbarer hohler Behälter konstruiert und erweist sich dadurch als christliche Reliquiarschnalle (Behältnis für Devotionalien, Pilgerandenken usw.), vergleichbar mit solchen, die im merowingisch-fränkischen Raum gefunden wurden.

Die frühmittelalterliche Archäologie muss dem Autor für die bisherigen Publikationen über Sutton Hoo dankbar sein. Die gewichtigen – 4,5 und 3,5 kg wiegenden – Werke werden allen Ansprüchen einer Fundvorlage gerecht. Mit Sorgfalt und Genauigkeit sind die Funde ausführlichst beschrieben, analysiert und bildlich dokumentiert. Mit grossem Interesse wird der 3. Band erwartet, in dem das übrige Begleitgut der königlichen Totenfracht vorgelegt wird, u.a. die zahlreichen Silber- und Bronzegefäße, Trinkhörner und Trinkbecher und die beachtenswerte Harfe. Das gesamte Kulturgut, das hier überliefert ist, gibt einen überraschenden Einblick in die Verhältnisse eines englischen Königshofes mit seinen Verbindungen zu Skandinavien, dem Merowingerreich und dem langobardischen Italien. Da es sich um einen aussergewöhnlichen «Schlüssel-Fund» für das gesamte frühmittelalterliche Europa handelt, gehört diese Publikation in jede Fachbibliothek.

In Anbetracht der eminenten Bedeutung des Fundes haben sich zahlreiche Forscher mit vielen Teilaufgaben des Sutton-Hoo-Komplexes beschäftigt, die teilweise sogar über die Originalpublikation hinausgehen, diese ergänzen, korrigieren und weiterführen, bevor der Autor in einem geplanten Schlussband seine kultur- und kunstgeschichtliche Auswertung vorgelegt hat. Wir möchten hier nur auf einen zusammenfassenden Bericht über den Forschungsstand von Joachim Werner (Germania 60, 1982, I. Halbband, S. 193–209) hinweisen. In geistes- und religionsgeschichtliche Dimensionen des Grabfundes stösst Karl Hauck vor mit zwei Aufsätzen (Frühmittelalterliche Studien 12, 1978, 438ff. und 16, 1982, 319ff.), worin er die Bezüge zu vorchristlichem und christlichem Gedankengut aufzeigt. Er analysiert den Sinngehalt der figuralen Darstellungen von Menschen und Tieren auf Waffen und Kleinodien mit Hilfe der germanischen und antiken Bildtradition. Gerade weil es sich um das Grab eines Herrschers handelt, verrät die vorgefundene ikonographische Symbolik aufschlussreich die Vorstellung dieser Dynastie in ihrem Selbstverständnis als Mittler zwischen Göttern und Beherrschten. Die Königswaffen und die Herrscherrüstung eröffnen einen authentischen Zugang zu den vorchristlichen Herrschertraditionen eines Geschlechtes, dessen Wurzeln in angelsächsischen Urzeiten liegen, und das sich im 7. Jh. auch das Christentum – vorerst synkretistisch – aneignet. So wird Sutton Hoo zu einer einzigartigen Quelle für die weitere Forschung und zu einer vielfältigen archäologischen Illustration der angelsächsischen literarischen Überlieferung.

Rudolf Degen